

Illustriertes Sonntags-Blatt

Beilage zur
Schwanheimer Zeitung.

Verlag von Peter Hartmann in Schwanheim a. M.

1916. * Nr. 46

Die Ebersburger.

Eine Geschichte aus alter Zeit von Fritz Rigel (Mainz).

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

„Weiter lachte der Gast auf. „Ihr fordert viel, mein guter Alter! Die Kunst, das Gold zu zeugen, ist nicht leicht! Sie muß in jahrelangen Kämpfen mit den Geistern der Tiefe errungen werden. Durch Fasten muß man seinen Leib kasteien, für eine Frist von sieben-
zwanzig Monden ist jeder Tropfen Wein verpönt — zweien
lang darf man an jedem Montag und an jedem Freitag

Wörtlein reden, muß an diesen
so stumm sein wie ein Fisch.
Ihr Euch, die Proben zu
hen?“

„Im Himmels willen nicht!“

„Ihr der Vogt erschreckt ab. „Ja-

und den Wein entbehren —

das vermag ich nicht! Doch

er Meister — gewiß steht es in

er Macht, ein Klein wenig mich

seiner Kunst zu lehren! Wenn

mir hin und wieder einen Kup-

fer in Gold verwandeln könn-

dann wär' ich glücklich! Von

den bitt' ich Euch —“

„Weil Ihr so freundlich mir be-

trachtet seid, so will ich Euren Her-

wunsch erfüllen!“ unterbrach

der Gast den Sprecher. „Doch weil

keine Zauberkräfte innewoh-

nen, müßt Ihr genau die Weisungen

erhalten, die ich Euch gebe, sonst

vergeblich Euer Mühen sein,

Gold zu zeugen.“

Und die auf dem Tisch liegende

Flasche öffnend, entnahm der

Gast derselben eine Phiole und

gab sie dem vor freudiger Erwar-

tung stehenden Vogt vor die Augen.

„Nehmt dieses Fläschlein! Es

darin sich ein geheimnisvoller

Geist wohnt. Bestreicht Ihr mit ihm ein

Stück, mag es aus Holz, aus Eisen

oder Kupfer sein, dann wandelt es

in lauter Gold. Doch

achtet Ihr nicht dabei an einen Ele-

fanten denken! — Habt Ihr mich

verstanden?“

Der Vogt starrte der Vogt den

Sprecher an und stotterte: „Ich

denke an keinen Elefanten den-

ken!“



Deutsche Sanitätsoldaten mit ihren Hunden auf dem Wege durch eine mazedonische Stadt zur Front. Aufnahme von A. Grohs.

gelingen sollte, dann habt Geduld und laßt Euch von mir raten. Doch jetzt beginnt der Kopf mir schwer zu werden; ich sehne mich nach Schlummer. Habt nochmals Dank für Eure Lieb' und Güte!“

Der Vogt verstand den Wink und verabschiedete sich. Mit sichtlichem Eifer. Wahrscheinlich wollte er sofort die Wunderkraft des Fläschleins erproben.

Raum war das Geräusch seiner Schritte auf dem Flur verflungen, als der Fremde wieder an das Fenster trat und in die Nacht hinaus sah. Der Mond stand in voller Klarheit am Himmel und ließ jeden Gegenstand in dem Burghof genau erkennen. Nichts regte sich in dem weiten Raum, nur vom Palas her klang

das Johlen und Schreien der zehenden Ritter. Aufmerksam spähte der Gast nach den vergitterten Fenstern des seitlich gelegenen Turmes, aus welchen ein schwacher Lichtschein fiel, der zuweilen von einem Schatten verdunkelt wurde, als wandte jemand in dem Turmgemach hin und her. Der Späher schien mit dem Ergebnis seiner Beobachtungen zufrieden zu sein; leise trat er in das Gemach zurück, zog ein Pergamentblatt hervor und beobachtete mit großer Aufmerksamkeit die auf demselben verzeichneten Linien und Punkte. Dann schlich er zur Türe, horchte in den Flur hinaus und verließ geräuschlos die Stube. Dieses Dunkel herrschte in dem Gange. Erst als sich das Auge an daselbe gewöhnt hatte, konnte der Gast an der Wand vorsichtig weiter tastend wahrnehmen, daß der Gang an einer schmalen Wendeltreppe endete, die offenbar in dem Turme aufwärts lief. Eine schmale Mauercharte ließ hier ein mattes Licht hereindringen, so daß der nächtliche Wanderer eine eisenbeschlagene Türe erkennen konnte, die nach seiner Berechnung zu dem Geheiß führen mußte, dessen Fenster er vorhin beobachtet hatte. Nochmals in den Gang zurücklaufend, trat der Gast an die Türe und pochte leise dagegen. Mehrmals vergeblich. — Erst als er das Pochen härter wiederholte, klang aus dem Inneren ein Geräusch, als würde ein Schemel gerückt, und eine tiefe Stimme fragte: „Wer pocht?“

„Herr Burkhard Limpurg — tretet an die Türe und hört, was ich Euch sage!“ entgegnete der Gaukler, indem er den Mund an das Schlüsselloch legte.

Der Eingeschlossene rief einen Ruf der Überraschung aus, und unterdrücktes Neben klang aus seiner Stimme, als er fragte:

„Wer seid Ihr? Eure Stimme sollt' ich doch kennen!“
 „Ein Freund, der Euch zur Freiheit verhelfen will!“
 „Wels' Hillesthofen?“
 „Still doch — nicht so laut; nennt keinen Namen! Wer weiß, ob nicht die Wände Ohren haben! Als fahrender Gaukler bin ich auf die Ebersburg gekommen und warte jetzt die günstige Stunde ab, um mit Euch zu entfliehen. Haltet Euch bereit! Wenn alles glückt, seid Ihr in zehn Tagen wiederum in Frankfurt's Mauern.“

„Ist's möglich, daß ich wirklich hoffen darf?“ fragte der Gefangene zweifelnd. „Doch wie wollt Ihr aus meiner strengen Haft mich lösen?“

„Das weiß ich selbst noch nicht, doch habt Geduld! Kommt Zeit, kommt Rat! Ich geb' Euch Botschaft, wenn die rechte Stunde gekommen ist. Bis dahin gehabt Euch wohl!“

„Bleibt noch und sagt mir nur das eine: Wo weilet meine Tochter? Gelingt es ihr zu flüchten?“

„Sie ist wohl auf und läßt Euch herzlich grüßen. In Fulda weilet sie in guter Hut. Doch still — mir war es, als hört' ich ein Geräusch — ich muß von dannen!“

Geräuschlos wie ein Schatten schlich Wels' Hillesthofen — denn er war es — wieder den Gang entlang nach dem ihm angewiesenen Gemach. Aber ein eifriger Schreden überfiel ihn, als er die Schwelle betrat. In der Mitte des von der Leuchte matt erhellten Raumes stand eine weibliche Gestalt, die in ihrem lichten Gewande wie ein geisterhafter Schemen anmutete — wie die gespenstische Frau, die der Sage nach auf der Ebersburg umgehen sollte. Einige Augenblicke stand der Eingetretene der Erscheinung fassungslos gegenüber, dann siegte der ihm in allen Tagen des Lebens befehlende unerschütterliche Mannesmut, und beherzt trat er näher.

Die Frau wendete ihm jetzt das Antlitz zu, und Wels' erkannte in ihr die Gattin des Ritters Heinz von Ebersburg. Was suchte sie bei ihm? Hatte sie ihn belauscht, und mußte er gewärtig sein, daß sie ihn verriet? Es sollte ihm sofort darüber Klarheit werden.

„Ihr ahnt wohl, was mich zu Euch führt, Fremder!“ begann das junge Weib. „Die rohen Fächer haben Euch verwehrt, auf meine Frage Antwort zu erteilen — die Antwort, die mir werden muß, soll ich mich nicht in Gram und Leid verzehren.“

„Ihr habt die Frage an die Geisterwelt gestellt, vieleckle Frau, und nur die Geisterwelt kann Euch die Antwort geben! Ich selbst vermag es nicht!“ erwiderte Wels' schnell gefaßt.

„O täuscht mich nicht, wie Ihr die Frevler drunten täuscht! Ihr seid der Mann nicht, der Ihr scheinen wollt! Ihr seid kein Gaukler, seid kein Fahrender — schon Euer blaues Auge hat es mir verraten. Und nimmer kann ein Abkömmling von jenem fremden, heimatlosen Volke ein seelenvolles Lied so wie das Eure singen!“

Betroffen sah Wels' die Sprecherin an und stammelte:

„Doch wen vermutet Ihr in mir, vieleckle Frau?“

„Vermuten heißt in Zweifeln sich ergehen! Ich zweifle nicht mehr, denn mit eigenen Ohren hab' ich gehört, daß Ihr gekommen seid, um den im Turm verwahrten Greis aus der Gewalt der Ruchlosen zu befreien.“

„Ihr habt gelauscht?“ fuhr es Wels' heraus.

„Besürchtet nicht, daß ich Euch schänd' verrate!“ beschwichtigte das junge Weib. „Wollt' ich dies tun, dann ständ' ich nicht vor Euch. Ich kam hierher, um Antwort auf die Frage zu heißen, die ich an die Geisterwelt gestellt. Der Zufall hat die Antwort mir gegeben, indem er mich erkennen ließ, was Euch hierhergeführt. Ihr plant eine gute Tat, wenn Ihr den Übermütigen, die Gesetz und Recht verachten, die Beute aus den Räuberhänden reißen wollt, und mich erfüllt das dringende Begehren, Euch beizustehn mit meiner ganzen Kraft. Gelingt es Euch, mit dem Gefangenen zu entweichen, dann, fremder Mann, erbarmt Euch meiner und laßt mich mit Euch fliehen. Hier auf der Ebersburg ist mir das Leben eine Hölle, und erst, wenn ich den Staub von der verfluchten Stätte von meinen Füßen schütteln darf, dann winkt mir die Hoffnung, daß ich wiederum den inneren Frieden finde!“

Verwirrt betrachtete Wels' die mit flehend emporgehobenen Händen vor ihm Stehende. Die ungünstige Meinung, die er von der früheren Braut seines Freundes Bertold von Wadenzell gehegt hatte, wich einem Gefühl des Mitleids. Er sah in dem schönen Weibe nur die Unglückliche, die, verblendet von Liebesleidenschaft, den falschen Weg gegangen war und ihren an dem Freunde begangenen Treubruch offenbar schwer büßte, nachdem sie die wahre Sinnesart des Mannes, der sie zu betören verstanden, erkannt hatte. Aber durfte er ihr rüchhaltiges Vertrauen schenken? War ihr Empfinden für Heinz von Ebersburg so vollständig erloschen, daß sie nur in der Trennung von ihm ihr Heil sah? Sie mußte ihm doch von ganzem Herzen zugetan gewesen

sein, sonst hätte sie um seinetwillen nicht dem edelsten Menschen seinem Freunde, die Treue gebrochen!“

Als lese die junge Frau diese Gedanken auf Wels' Gesicht, fuhr sie fort: „Ihr trauet mir nicht, weil Ihr Zweifel daran hegt, daß ich den, der mich Gattin nennt, hintergehen kann. Wenn doch das namenlose Leid erweisen könnte, das mir von Heinz von Ebersburg und seinen Brüdern zugefügt ward, dann würden mich verstehen, daß jedes innere Band zwischen mir und ihm zerbrochen ist, daß das mich einst für ihn befehlende Empfinden in unauflöschlichen Abscheu sich verkehrte. Mit heuchlerischen Worten hat er mich umgarnt, mein lares Denken mir verwirrt, so daß ich in entbrannter irrer Leidenschaft mein wahres Glück mit Jauchz und seinen falschen Schwüren glaubte. Erst als ich mich nicht rettbar in seiner Gewalt befand, ließ er die Mäste fallen; unter der wahren Herzensliebe war es, die ihn um mich werden ließe, nur seinen rohen Lüsten sollt' ich dienen, und als ich ihn aus dem Versprechen maßte, mir vor dem Altar die Hand zum Eheband zu reichen, da höhnte er mich ruchlos mit den Worten: Ein Ebersburger verkauft nicht seine Freiheit einem Weibe! Da ertrug ich mit Schaudern, welch schändlichem Betrug ich zum Opfer gefallen war; ernüchtert war ich von dem Rausch der Leidenschaft und ein unsagbar elles Empfinden trat an ihre Stelle. Bald aber Absehen mied ich seine Nähe und lennte nur das brennende, wogehren, für immer von seinem Anblick erlöst zu sein. Deswegen muß ich fort von hier, soll nicht das ungeheure Leid das Herz brechen. Hat auch mein in seiner Blüte geknietes Leben kein Wert mehr für mich, und sehne ich auch heiß den Tod, so muß ich ein Gelübde hier auf Erden noch erfüllen, das ich mir selbst gegeben. Dazu sollt Ihr mir helfen! Erbarmt Euch meiner — laßt mich mit Euch fliehen!“

Das Mitleid, welches Wels' Hillesthofen für die Unglückliche befeelt hatte, erhöhte sich zur innigen Teilnahme, nachdem er ihn so offen einen Einblick in ihr innerstes Seelenleben gewährt hatte. Seine ritterliche Pflicht war es, der Armen mit Rat und Kräften beizustehen. Fast schämte er sich seines vorherigen Allertäuens, und die Rechte der ihn mit bittenden Blicken Ansehenden ergreifend, sagte er warm:

„So will ich Euch nicht länger meine wahre Art verhehlen. Ein Weisersmann bin ich, in Frankfurt's Solde, und kam hierher, um den gefangenen Greis, Herrn Burkhard Limpurg, aus der Haft zu befreien. Gelingt mir dies mit Gottes Hilfe, dann erfülle ich Eure Bitte gern erfüllen!“

„Mein Leben lang will ich Euch danken, will des Himmels Segen auf Euch herabflehen, wenn Ihr mich errettet!“ betete das junge Weib. „Vielleicht kann ich mit klugem Rat Euch bei der Gelegenheit bereiten, daß alles wohl gelingt? Gebt mir über mich — gern wag' ich alles, wenn ich der verhaßten Burg entfliehen kann.“

Wels' sah eine Weile sinnend vor sich hin, dann sagte er: „Ich will, wie zu sich selbst: „Es zeigt sich mir ein Weg, der uns zu den Zielen führt, wenn Ihr im Bunde seid. Mir ward für die schränkte Frist das Gastrecht auf der Ebersburg gewährt, und kann ich alles sorgsam vorbereiten. Hart in Geduld und bis allabendlich zur gleichen Stunde wieder, damit ich Rats und Euch pflegen kann. Ist es auch ein gewagtes Spiel, so will ich uns, wenn mich nicht alles trägt, gelingen.“

6. Verlorene Liebesmüh.

Es waren nun fast zwei Wochen vergangen, seitdem der fahrende Gaukler auf der Ebersburg verweilte. Er konnte der Behandlung, die ihm seitens der Herren der Feste und der Bewohner zuteil ward, zufrieden sein. Man begegnete ihm wie einem hochverehrten Gaste und ließ ihm in allem den freiesten Willen, so daß er sich unbefelligt in sämtlichen Räumen der Burg bewegen oder in den umliegenden Wäldern streifen konnte, welche letzteren er seltene Kräuter und Wurzeln suchte, die nach seiner Angabe zu seinen geheimnisvollen Künsten gebraucht wurden. Die Kunde von diesen hatte sich durch die Genossen der Ebersburger in der ganzen Umgebung verbreitet, und alltätlich kamen Gäste auf die Burg geritten, um sich von den geschätzten Dingen selbst zu überzeugen. Daran hatten die Herren der Ebersburg gerade keine besondere Freude, denn des Bewirtens und Besuchs ward jetzt kein Ende, und kam es ihnen daher sehr gelegen, daß der Wundermann erklärte, daß er erst mit dem Wechsel des Monats Mondes inslande sei, seine Zauberkünste wieder vorzuführen. Und so gelegener kam sie ihnen, diese Erklärung, als der Gaukler sich auf die Bitten der Habgierigen hin bereitgefunden hatte, die Kunst des Goldmachens auf der Burg zu üben, allen unter der Bedingung, daß man ihn vollständig umgeben seinem Gemach und in den an dieses angrenzenden Teilen der Burg schalten und walten lasse. Gerne hatten ihm die Herren der Ebersburg dies zugestanden und waren auch ganz einig, daß der Fremde sich vollständig abgefordert von den

Wienburg hielt, so daß diese sich nach und nach wieder verloren, die Reugierde nicht befriedigt wurde. Ubrigens war die Luft auch nicht dazu angethan, sich an Spiel und Zauberkünsten daran zu lassen; hatten die Späher der gegen Juda verbündeten Weir noch gemeldet, daß Fürst Bertold eine gewaltige Streitmacht zum Zuge gegen sie rüstete, und mußten deshalb alle Vorbereitungen zur Gegenwehr getroffen werden. Um über den Zeitpunkt zu beraten, hatten die Ritter beschlossen, sich auf der Burg in um von Stein aus zu versammeln und waren die Ebersburger am Morgen mit einem Trupp Reifigen dorthin geritten, so daß für die Dauer ihrer Abwesenheit die Feste der Obhut des mit Hogs anvertraut war. So war nach Welf Hilleschöfens ein günstiger Zeitpunkt gekommen, um die Flucht ins Werk zu setzen. Er hatte die Zeit seiner Anwesenheit eifrig benutzt, um alles vorzubereiten. Der Weirung aus dem Jugendstrebenden, des Bruder Bolker, folgend, hatte er sich im Dorfe wohnenden früheren Knecht der Wadenzeller ein Gefährt, um ihn als Helfer zu gewinnen. Der Alte, Hersef, der immer noch mit leidenschaftlicher Verehrung des früheren Herrschers hing, war sofort bereit gewesen, seinen Eid zu bestimmten Stunden an einer versteckten Stelle zu halten. Bald unterhalb der Burg drei Risse zur Flucht bereitzustellen, wie er auch versprochen hatte, die Flüchtlinge auf den besten geheimen Pfaden durch den Wald zu geleiten. Auch hatte Welf Hilleschöfens in beständiger heimlicher Verbindung mit dem Gefangenen, Herrn Burthard Limpurg, und hatte ihm die Vermittlung der unglücklichen Waltrudis, die sich den Flucht zu verschaffen mußte, mehrere zur Flucht dienliche Dinge: einen langen, weißen, falschen Bart und einen grauen Mantel zusetzen lassen. Jetzt galt es nur noch, den Flüchtling zu täuschen, was bei der Eile und dem Uberglauben der Menschen nicht schwer fiel. Welf hatte den Bogt, der ihm jeden Tag einen Krug Wein brachte, schon in gedachtem Sinn bearbeitet, indem er seine Vandrucke benutzte, um den Alten allerlei aus Winkeln und Ecken tönenden Geräuschen und Klängen bestimmen zu lassen, daß der arme Tor nach und nach der Dunkelheit in einem Zustande beständiger Angst verfiel. Um so mehr, als ihm von Welf anvertraut worden war, daß die auf der Ebersburg umgehenden Geister ihm, dem aus dem Dorfe, offenbar übelwollten, weil er sich erdreiste, geheime Ratschläge zu geben. Denn das Bestreben, ein Ding in Gold zu verwandeln, sei eine Zauberkunst, für welche die Hilfe der Geister nöthig sei, und nur widerwillig dienten diese den Menschen. Diese Kunst hatte der Bogt nun allerdings geübt, doch war auch erfolglos. Schon am nächsten Tage, nachdem das Fläschchen mit der zauberkräftigen Flüssigkeit übergeben war, hatte er Welf gesagt, daß er versucht habe, einen Heller in Gold zu verwandeln, daß ihm dies aber nicht gelungen sei, weil er selbsterweise immer an einen Gesanten denken müsse, sobald er die Flüssigkeit aufstrich. Zweifelloß für ihn dies auf den Einfluß der ihm übelgesinnten Geister zurückzuführen sein, da er früher doch niemals an ein derartiges Tier gedacht habe. Mit wichtiger Miene bestätigte Welf Hilleschöfens die Richtigkeit und tröstete den Bogt über seinen Mißerfolg mit dem Versprechen, daß er es mit Hilfe der ihm innewohnenden natürlichen Kräfte versuchen wolle, die auf der Ebersburg umgehenden Geister zu bannen und für immer von der Feste zu entfernen. Zu diesem Zwecke müsse allnächtlich um die Mitternachtsstunde das kleine Mauerpförtchen neben dem Hauptpförtchen geöffnet sein, und niemand dürfe sich ihm, dem Geisterführer, in den Weg stellen, wenn er mit zauberkräftigen Worten die Geister aus der Burg lode. Wären die Geister aus dem Reichthum der Feste verbannt, dann würde das Fläschchen seine Kraft bewahren. Der blindlings vertrauende Bogt hatte alles versprochen, und Welf war heute gegen Abend nach dem Dorfe hinabgegangen, um den getreuen Hersef von dem verabredeten Plan im Walde zu bestellen. Am nächsten Morgen selbst schien mit dem Wagemuthigen im Bunde zu sein, denn nach seiner Rückkehr auf die Burg begann sich das Element mit dunklen Wolken zu umziehen und fernes Donner ver kündete das Herannahen eines Gewittersturms. Als der Bogt wie gewöhnlich dem Gaste den abendlichen Trunk brachte, sahen die Elemente draußen in vollem Aufbruch und wütheten mit Blitz, Donner und Regenschauern um die Feste. Mit geräuschvollen Mienen trat Welf dem Alten entgegen und raunte ihm zu: „Hört Ihr es, wie es draußen tost und stürmt? Die wilde Natur steht über die Gefilde und lodt mit ihrem wüthenden Gebrause Geister und Gespenster all in ihr Gefolge. Das ist die rechte Zeit, um Geister auszutreiben! Bereitet alles vor, und wenn das Harfenpiel erklingt, dann schreut die Wächter aus der Nähe, auf daß der Zauber nicht gestört werde. Und haltet Euch auch verborgen, solange Ihr den Harfenklang ver-

nehmt; schließt dann das Pförtchen wieder und versäunet nicht, drei Kreuze hinter den Vertriebenen zu schlagen — dann wird für ewige Zeiten ihnen die Ebersburg verschlossen sein!“

Mit offenem Munde und in atemloser Spannung hatte der von dem Heulen und Toben draußen eingeschüchterte Bogt zugehört und versichert stammelnd, daß er alles genau befolgen wolle. Kaum hatte er sich entfernt, als Welf zu der Thür des Gefangenen schlich und ihn aufforderte, sich um Mitternacht zur Flucht bereitzuhalten. Die in das Geheimnis eingeweihte Waltrudis hatte er schon vorher, als sie ihm im Flur begegnete, von allem verständigt, so daß ein Gefingen der Flucht in sicherer Aussicht stand.

Gegen Mitternacht hatte das Gewitter ausgetobt. Nur aus der Ferne hörte man noch verhallendes Donnerrollen, und zwischen den am Himmelzelle dahinjagenden zerrissenen Wolken blinzten bisweilen die Sterne, oder die Sichel des abnehmenden Mondes warf ihr mattes Licht über die vom Sturm zerzausten Wälder. Auf dem weiten Burghofe war es totenstill; nur der Nachtwind rauschte in dem Laubwerk der alten Linden, und aus dem oberen Theile des nach dem Flusse zu gelegenen Turmes tönte der unheimliche Ruf eines Uhus. In banger Erwartung des Kommenden hatte der Burgvogt den Wächtern am Tore geboten, sich bis auf weiteres in ihre Kammern zu begeben, hatte sodann das Mauerpförtchen neben dem Haupttore geöffnet und war, an allen Gliedern vor Angst bebend und doch von Neugierde gefesselt, nach der Wächterstube geschlichen, um Zeuge des Auszugs der Geister zu sein. Nicht lange brauche er zu warten. Als vom Kirchturm im Dorfe drunten die Mitternachtsstunde schlug, ward der Burghof urplötzlich von einer purpurroten Glut erhellt, und seltsame, dumpf abgebrochene Töne ließen sich vernehmen, die nach und nach in ein weiches, lodendes Saitenspiel übergingen. Schrillende, flagende und wispelnde Laute wurden dazwischen hörbar; wieder flammte es für einen Augenblick rot auf und der Bogt sah, wie der fremde Wundermann quer über den Hof nach dem Tore schritt, gefolgt mit einem Greis mit langem weißen Barte und einer Frau in lichte Schleppegewande. Ein eifriges Grauen überrieselte den Zuschauer, und Gott und alle Heiligen um Beistand anrufend, wartete er stumm, bis der Spuk vorübergezogen war und die Harfentöne in der Ferne verhallen. Dann wankte er mit schlotternden Knien nach dem Mauerpförtchen, verschloß dasselbe und schlug drei Kreuze. — — —

(Fortsetzung folgt.)

Die verbotene Zigarette.

Eine brenzliche Geschichte von Paul Vliß. (Nachdruck verb.)

Fräulein Lotte saß ernst und würdevoll da, die Hände übereinandergelegt und gehorham wie ein Schulkind; natürlich wurde ihr dies schwer genug, denn sonst war sie ein „Hans in allen Gassen“, der immer den Kopf voller Torheiten hatte; heute aber sprach der Papa ein ernstes Wort mit ihr, und da gab es kein Rufen, da mußte still gesessen und Mund gehalten werden, denn der Herr Papa war für Tollheiten nicht zu haben.

Ruhig und mit ernsten Worten sprach der Vater zu ihr: „Also, mein Kind, du weißt, wir sind keine reichen Leute, deshalb sei verständig und überlege dir die Sache ernsthaft — wer weiß, ob sich dir zum zweiten Male eine so gute Partie bietet — natürlich will ich dich absolut nicht drängen, aber ich glaube, dir dies alles sagen zu sollen, bevor du den jungen Mann kennen lernen wirst.“

„Wann werde ich ihn kennen lernen?“ fragte die Kleine mit leisem Schmelzen.

„Der Vetter schreibt, daß er ihn in diesen Tagen, vielleicht heute schon, hier erwarten kann.“

„Nun gut, ich will ihm freundlich begegnen, Papa; mehr kann ich doch vorerst nicht tun, nicht wahr?“ meinte sie heiter.

Der Vater nickte, küßte ihr das Haar und die Stirn, dann ging er hinaus.

Und kaum war der alte Herr fort, da sprang Lotte auf, fuhr herum wie ein Wirbelwind und rief: „Das sollte mir gerade fehlen — so Hals über Kopf mich verheiraten zu lassen — ich denk' ja gar nicht daran! — und wenn er wie ein Apoll ausfähe und reich wie ein Krösus wäre, ich nimm' ihn doch nicht — schon aus Opposition nicht!“

Aber da trat Mamachen ein und hörte die letzten Worte, und nun ging es von neuem mit der Predigt los.

„Kind! Kind!“ rief die alte Dame mit leisem Vorwurf, „wirf du denn nie zur Vernunft kommen! Beherrze dich, was du Papa soeben erst gesagt hat.“

Lotte aber umhalsie die Mutter, tanzte mit ihr durchs Zimmer und sang statt aller Antwort eine flotte Operettenmelodie; und als sich Mamachen endlich atemlos freigemacht hatte, und von neuem mit der Strafpredigt beginnen wollte, da machte das



Rumänische Bauern aus der Dobrudscha in ihrem Sonntagsanzug.

lustige Mädel einen tiefen, würdevollen Knix und entschlüpfte in ihr Zimmer, das sie dann hinter sich abschloß. —

nicht, er ging vorüber und war in seinem Bureau, wo sie ihn hörte.



Reste einer Außenwand der Klosterkirche auf dem Monte Santo bei Görz. (Mit Text.)

nebenstehenden Tischchens auf und holte eine Zigarettenbox heraus hervor. Nun gab sie sich dem Genuß des Rauchens hin, der um so süßer war, weil Papa ihn auf das strengste untersagt hatte.

Lang ausgestreckt lag sie da, blies den blauen Rauch der Zigarette in die Luft und überdachte recht behaglich alles, was der Papa ihr eben so ernst vorgetragen hatte.

Mit einem Male richtete sie sich hoch und horchte — einen Moment nur —, dann sprang sie entsetzt auf, denn sie hatte Schritt und Stimme des Vaters erkannt.

Hilf, Himmel! Wenn er eine Spur des Rauchens entdeckte — es gäbe einen gräßlichen Arger! Ratlos lief sie umher und suchte nach einem Ort, wohin sie die Zigarette werfen konnte; aber in der



Cand. theol. Elisabeth Pfister, der erste weibliche Pfarrer in der Schweiz. (Mit Text.)

Und nun warf sie sich auf das Ruhebett, schloß das Fach eines

Sie hörte, wie er nach dem Herrn Rat fragte, ja, wie seine Karte abgab — ja, wie das Mädchen in Papas Büro ging — und wie eine endlose Ewigkeit erschien ihr das alles — endlich kam das Mädchen zurück — er möge in den Salon treten und ein wenig entschuldigen, der Herr Rat käme gleich.



Stein-Chaos des einstigen Portales, welches durch ital. Beschickung dem Erdboden gleichgemacht war. Phot. Leipziger Pressebureau.

Doch der junge Herr, der Unglücksfelige? — sonst so lustige Mädel war dem Weinen nahe. Plötzlich ertönte die Glode im Flur.

„Das ist er! Das ist er! Jetzt, Himmel, mir bei!“ flüsterte sie in namenloser Angst. Dann schlich sie an die Tür, öffnete sie ganz klein wenig und horchte.

Eine Minute verging, es erschien ihr eine Ewigkeit. — Endlich kam das Dienstmädchen und öffnete. Er war es! Er war es wirklich! Der Atem stand ihr still.



Türkische Ziegenselle, die als Wasserbehälter für Truppentransporte in der Wüste dienen.

atmete sie auf; nun hieß es handeln!
entflohen betrat sie den Salon.
ehrerbietigem Gruß trat der junge Herr näher und machte
Verbeugung.
nahm sich meisterhaft zusammen, preßte all ihre Angst

Mit einem feinen Lächeln entgegnete er: „Ach so, Ihnen,
gnädiges Fräulein, verdanke ich dieses kleine Luftloch!“ wobei
er seinen hellgrauen Seidenfutz hochhob und das niedliche kleine
Loch zeigte, das die fallende Zigarette eingebrannt hatte.
Errötend antwortete sie: „Wie gesagt, mein Herr, ich kann



Attade. Von J. Vesin.

und sagte mit einer ganz leise erzitternden Stimme: „Ich
weshalb Sie kommen, mein Herr! Ich bitte vielmals um
Entschuldigung! Ich war so sehr in der Erregung, daß ich nicht
sah, wohin die Zigarette fiel! Aber glauben Sie mir auf mein
Eid, daß es absichtslos geschah, und daß ich lebhaft bedauere,
den Schaden zugefügt zu haben!“

nur vielmals um Verzeihung bitten! Und übrigens bin ich auch
gera bereit, den Schaden sofort zu ersetzen!“

„Aber nein!“ wehrte er lächelnd ab, „das ist ja gar nicht der
Rede wert! — Nur möchte ich mir die ergebenste Anfrage erlauben,
weshalb Sie die Zigarette denn gerade zum Fenster hinaus-
warfen? Sonst benutzt man dazu doch meist einen Aschenbecher!“

„Immer mehr erröthend antwortete sie nun: „Ich will Ihnen die reine Wahrheit gestehen, mein Herr — ich rauchte gegen den Willen Papas, und um mich nicht abfassen zu lassen, warf ich die Zigarette zum Fenster hinaus.“

„Ah, Sie selber, gnädiges Fräulein, sind eine so leidenschaftliche Raucherin? Das ist mir ja sehr interessant zu erfahren!“ — Verwundernd sah er sie an.

Sie aber, immer verlegener in der Angst, daß der Papa jeden Augenblick kommen könne, bat nun: „Und nicht wahr, mein Herr, Sie werden mich nun nicht bei Papa verraten?“

„Gewiß nicht, gnädiges Fräulein!“ versicherte er glückstrahlend und schlug die Haden stramm militärisch zusammen.

„Dafür danke ich Ihnen, mein Herr!“ rief sie freudig und reichte ihm offenherzig die Hand hin.

Sofort ergriff er diese weiche, kleine, zarte Hand und küßte sie so herzlich, daß Lotte mit leisem Schred zusammenzuckte und die Hand angstvoll zurückzog.

In diesem Augenblick trat der Herr Rat ein. „Was seht ihr!“ rief er freudig, „Herr von Bestersfels, Sie erweisen uns die Ehre so bald! Mein Vetter schrieb mir erst soeben!“

Lächelnd antwortete der junge Herr: „Ganz recht, Herr Rat, mein Kommen ist verfrüht, ich war durch ein Telegramm hergerufen und da ich nun einmal hier war, wollte ich mir die Gelegenheit nicht entgehen lassen, meine Aufwartung bei Ihnen zu machen!“

„Sehr liebenswürdig! Seien Sie uns herzlich willkommen!“

Lotte aber stand dabei und wurde bald blaß, bald rot, denn erst jetzt erfuhr sie, wem sie die Zigarette auf den Hut geworfen.

Als nun der alte Herr seinen jungen Gast zum Sitzen einlud und ihm den Hut abnahm, bekam Lotte einen neuen Schred, denn Papachen besah das Loch im Filz und fragte heiter: „Was haben Sie denn damit gemacht?“

Der junge Herr aber antwortete glückstrahlend: „Ja, Herr Rat, dieses unscheinbare kleine Lächelchen ist für mich eine sehr, sehr liebe Erinnerung!“

Und da atmete Lotte wieder auf und dankte ihm dann durch einen zufriedenen, glückverheißenden Nid.

Später kam dann auch das Kamachen, das von Lotte herbeigeschleppt wurde, und als nach einer schnell vergangenen Plauderstunde der junge Herr sich empfahl, da sagte die kleine, sonst so wilde Lotte nichts mehr von Opposition.

Am anderen Morgen brachte ihr ein Dienstmann einen Strauß und ein ganz kleines Paketchen, und als sie dies aufwickelte, kam ein reizender silberner Aschenbecher zum Vorschein, und auf dem Rärtchen standen die paar Worte: „Meine kleine Frau darf immer rauchen, wenn sie nur will.“

Da lachte die kleine Lotte ganz heimlich und küßte das Rärtchen voll Glückseligkeit.

Schillers Schwägerin, Karoline v. Wolzogen.

Skizze von Eugen Peterson. (Nachdruck verboten.)

Wenn irgendeine Persönlichkeit dazu berufen war, uns wichtige Einblicke in das Gefühls- und Familienleben Schillers tun zu lassen, so ist es seine Schwägerin Karoline von Wolzogen, geborene von Vengelsfeld. Ihr Werk über Schillers Leben hat sich für alle Zeiten einen bleibenden Platz in der Literaturgeschichte gesichert. Was sie nicht selbst erlebt hat, wußte sie aus den Mitteilungen aus des Dichters eigenem Munde oder aus den Erzählungen ihrer Schwester.

Wie schön schildert sie den Dichter in dem Sommeraufenthalt in Volkstätt, der für seine Verehelichung mit Charlotte bestimmt wurde. „Wie wohl war es uns“, schreibt sie, „wenn wir nach einer langweiligen Kaffevisite unsern genialen Freunde unter den schönen Bäumen des Saaleufers entgegengehen konnten ... Wenn wir ihn im Schimmer der Abendröte auf uns zukommen sahen, dann erschloß sich ein heiteres, ideales Leben unserer inneren Sinnen. — Wie wir uns beglückte Geister denken, von denen die Bande der Erde abfallen, und die sich in einem reinen, leichtesten Elemente der Freiheit eines vollkommenen Einverständnisses erfreuen, so war uns zumute.“

Karoline von Vengelsfeld wurde am 3. Februar 1763 in Rudolstadt geboren. Ihre Jugendzeit ist bekannt genug, weshalb wir hier von derselben nicht besonders sprechen müssen.

Als sie der Trauung ihrer Schwester Charlotte mit Schiller beivohnte, war sie schon mit Herrn von Veulwitz verheiratet. Ihre Verbindung mit diesem Manne war jedoch von kurzer Dauer. Sie wurde wieder frei und bemerkte, daß ihr Verwandter, Wilhelm von Wolzogen, der sie und ihre Schwester gelegentlich einer Reise in die Schweiz in Stuttgart kennen gelernt hatte, sie innig liebte.

Seinerzeit, als er noch in Stuttgart die Karlschule besuchte, hatte er nicht daran denken können, um sie zu werben. Inzwischen

jedoch waren viele Jahre, und zwar nicht ungenützt, dahingegangen. Er hatte sich auf der Karlschule für das Baufach bilden wollen und bei seinem Abgang von der Schule vom Herzog von Württemberg eine kleine Anstellung erhalten. Bald zeigte sich seine außerordentliche Begabung für die Diplomatie und er wurde vom Herzog als geheimer Geschäftsträger Würtbergs nach Paris gesandt, wo es damals schlimm aussehender

Es war dies die Zeit der Schreckensherrschaft während der französischen Revolution, und Wilhelm von Wolzogen erlebte die festsamsten Dinge. Er war sogar in jener Sitzung anwesend, in welcher der unglückliche König Ludwig XVI. von seinen getreuen aufreuerischen Untertanen zum Tode verurteilt wurde. In seinem Tagebuch schildert er die Hinrichtung und erzählt von einer Aufführung der „Mäurer“, welche die grausame Art der französischen Revolutionäre zu einem Schauerstück wandelt hatte, das in dieser neuen schrecklichen Gestalt unter wilden Beifall der Zuschauer in Paris auf die Bühne kam.

Also war der jugendliche Wilhelm von ehemals ein getreuer Mann geworden, der in seinem bedeutungsvollen Amt seine Tüchtigkeit hinlänglich bewiesen hatte. Und als er nach seiner Rückkehr aus Paris seine geliebte Karoline als freie Frau fand, da war sein Entschluß gefaßt. Und er brach nicht nach Rudolstadt zu reisen, um seine Werbung vorzubringen, ein glücklicher Zufall hatte es gefügt, daß ihm Karoline Vengelsfeld auf halbem Wege entgegengekommen war. Ihre seit Jahren geschwächte Gesundheit hatte den Gebrauch der in Cannstatt bei Stuttgart nötig gemacht, weshalb sie längerer Zeit auf dem Landgut Gaisberg, das einer Freundin gehörte, weilte, von wo aus sie Cannstatt bequem erreichen konnte.

Karoline, die den jungen, lebenswürdigen Vetter schon immer gern gesehen hatte und ihn seiner Fähigkeiten wegen um so mehr schätzte, nahm seine Werbung gern an. Bald nachher lehrten beide in die Heimat zurück und ließen sich in der kleinen Dorfkirche des Wolzogenschen Familiengutes Bauerbach, Thüringen noch im Herbst desselben Jahres 1794 trauen. Schiller sah diese Verbindung seiner Schwägerin mit seinem Jugendfreund Wilhelm von Wolzogen nicht gern. Seine Ansichten nach paßten dieselben nicht zueinander. Er und seine Frau wohnten nicht einmal der Hochzeit bei.

Dennoch sollte Schiller sich getäuscht sehen. Karoline und Wilhelm wurden sehr glücklich und blieben es, bis der Tod sie trennte.

Viele Jahre später erzählte Karoline ihrem Sohn über den Hochzeitstag in Bauerbach:

„Ende September kamen wir an; am folgenden Tage traueten wir uns in der kleinen Kirche trauen. Am nächsten ließen wir die Bauern tanzen, und ich ging mit meinem Vater nach dem Bauerhaufe. Die Freude und Munterkeit der Landleute, das Gefühl für immer ungetrennt leben zu können, bewegte unsere Herzen. Als ich mit meinem Vater in dieses stille Stübchen trat, saß er sich dort auf das Sofa und weinte vor Freude. „Es muß ein Unglück begegnen, denn ich bin zu glücklich“, sagte er groß und tief, wie er in allen seinen Gefühlen war.“

Aber es kam kein Unglück, vielmehr folgten viele glückliche Jahre, die glücklichsten in Karolines langem Leben.

Nach der Hochzeit lehrte das Paar zunächst nach Württemberg zurück, weil Wolzogen dort durch die Gunst des Herzogs die besten eine Stellung zu erhalten hoffte. Aber die französische Revolution hatte bis hierher sogar Unruhe und Verwirrung eingebracht, weshalb Wolzogen vorzog, mit seiner Gemahlin nach der Schweiz zu gehen, wo dem Paar in Stein am Rhein ihr einziger Sohn Adolf am 10. September 1796 geboren wurde. Während der Jahre Wolzogens abwechselnd in Jena und Rudolstadt, und auf in der Nähe Schillers, erwachte die alte Liebe und Freundschaft die beide Teile von Jugend an verband, aufs neue. Die Freundschaft ließ nicht lang auf sich warten, und als Wolzogen im nächsten Jahre zum weimarischen Kammerherrn und Kammerer ernannt wurde und deshalb ein dauerndes Zusammenleben beider Familien in Aussicht stand, wurde diese Verheiratung beider Teile freudig begrüßt.

Auch in dieser Stellung bewies Wolzogen seine große Fähigkeit und zählte bald zu den angesehensten Persönlichkeiten am weimarischen Hofe, und auch Karoline fand hier im Verein mit Schiller und Goethe Gelegenheit genug, ihren immer wachsenden durstigen Geist zu befriedigen. Selbst Dalberg, der hochangesehene Statthalter von Erfurt, gehörte zu den Persönlichkeiten, die diesen Zeiten Karoline eng befreundet wurden. Ganz besonders hoch aber wurde diese Frau von ihrem Gatten geschätzt. In der Hochschätzung drückt Wolzogen außerordentlich schön und prägnant in einem Brief an seinen Freund, den Major von Tiedemann aus, den er an diesen richtete, als er vom Herzog von Weimar nach Petersburg entsandt wurde, um dort für den Erbprinzen von Weimar um die Hand der schönen russischen Kaiserin zu werben.

Paulowna zu werben. Mit schwerer Besorgnis trat er damals unbehagliche Reise an, um so mehr, als er sich gar wohl fühlte, und empfahl in dem vorhin erwähnten Brief seine Familie:

„Lieber Freund,“ schreibt Wolzogen an Herrn von Truchseß, „Begriff, eine weite Reise anzutreten, denke ich an das Los der Familie, wenn ich nicht wiederkehren sollte. . . In Ihnen, Truchseß, lernte ich den Mann kennen, dem ich das mit Zuversicht anvertrauen kann, was mir hier so unendlich lieb und wert ist. Meine Frau, eine der schönsten Charaktere, die ich im Leben getroffen — so viel Geist, mit so unendlich großer Sanftmut, und herzliche Liebe, mit solchem Drang nach hohen Gegenständen — so unbegreiflich einfach und so viel umfassend; eine gute Frau, eine zärtliche Mutter, und doch Schöpferin von Welten, eine schöne Phantasie in solcher Harmonie ordnet. Ich kann nicht beschreiben, lieber Freund, wie unendlich glücklich ich die letzten Jahre war, die ich mit dieser ausgezeichneten Frau verlebte. . .“

Welch schöne Anerkennung für eine Frau; wie stolz durfte sie auf sein. Wolzogens Besorgnis war jedoch grundlos. Glücklich kehrte er heim und machte dieselbe Reise noch zweimal, ehe seine Aufgabe gelöst war und die Großfürstin Maria Paulowna als Gouvernante des jungen Erbprinzen in Weimar einzog. Wolzogen wurde zum Oberhofmeister der jungen Erbprinzeßin und zum Geheimen Rat und Mitglied des Ministeriums.

Während in diesen glücklichen Tagen erschien Karolinens erster berühmter Roman: „Agnes von Lilien“ in der von Schiller herausgegebenen Zeitschrift „Die Horen“ und erregte allgemeines Aufsehen. Und als das Werk in Buchform ohne Namensnennung herausgegeben gelangte, hielten viele es für ein Werk von Goethe, bald aber selbst glaubte, Schiller hätte seiner Schwägerin geschrieben, so schön war es. Doch hatte Schiller den ersten Band erst vollendet, als er vollendet vor ihm lag, und auf die Abfassung des zweiten Bandes nicht den geringsten Einfluß ausgeübt.

Senn auch das Werk manche Schwäche aufweist, und die Klasse der Dichterin oft von dem Kernpunkt abschweift, so ist doch das Buch von den größten Geistern der damaligen Zeit gewürdigt worden.

Das Werk blieb für lange Zeit Karolinens einziges größeres, denn sie hatte an ihres Vaters Seite nicht viel Zeit für literarisches Schaffen. Sie begleitete ihn mitunter auf seinen Reisen, die er oft im Auftrag des Herzogs machen mußte. Es war besonders ein gemeinschaftlicher Aufenthalt in Paris, der sie hob, auf dem sie bedeutende Menschen und herrliche Werke kennen lernte, an denen Paris damals so reich war. Da traf Schillers Tod wie ein Blitzschlag aus heiterem Himmel, die ihm nahestand! Obwohl der Dichter schon seit langer Zeit sehr leidend gewesen war, hatte doch niemand sein so bald erwartet. Karoline ging der Tod ganz besonders nahe. Er schwand mit Schiller gewissermaßen der Sonnenschein im Leben.

Nach Wolzogen hatte kurze Zeit darauf infolge eines Rheumatisches schwer zu leiden, ebenso trugen die Aufregungen, welche Napoleons Eroberungszug verursachte, viel dazu bei, daß sein Gesundheitszustand sich nicht bald besserte. Das Wolzogensche wurde von eindringenden französischen Soldaten vollständig geplündert, und es ist begreiflich, daß ein Mann in so verantwortungsvoller Stellung, wie Wilhelm von Wolzogen, mehr als andere unter diesen Ereignissen litt. Sein ganzes Streben zielte darauf, das kleine Land Weimar, für das er verantwortlich war, auf das er einwirken konnte, vor Unterdrückung durch den französischen Kaiser zu schützen.

Auf einer weiteren Reise, die Wolzogen im Auftrag des Herzogs nach Paris unternahm, erkrankte er bedenklich, so daß ihm seiner Rückkehr nur noch eine kurze Spanne Lebenszeit zu sein schien. Vergeblich hoffte er auf einen günstigen Erfolg in Wiesbaden. Er sollte jedoch Weimar nicht wieder verlassen. Seine Gattin hatte ihn in Wiesbaden besucht und ihn dort pflegend gepflegt, bis er am 17. Dezember 1809 mit vollem Bewußtsein in ihren Armen verschied.

Wie sehr Wolzogen seine Gattin geliebt und verehrt hatte, offen die letzten Worte, die er auf seinem Totenbette an seine Gattin richtete und in denen er zum Ausdruck brachte, daß er seine, Schiller wiederzusehen, seine Mutter und Karolinens, um diesem zu danken, daß er in seiner Tochter ein solches Gefunden habe.

Die Gattin durfte mit Recht stolz sein auf solche Anerkennung. Nachwelt aber ersieht hieraus, wie schätzenswert der Charakter dieser Frau war und wie liebevoll ihr Herz gewesen. Aber auch sie hat ihren Gatten hoch geschätzt. „Dein Vater hat sich für uns auf,“ schrieb sie einmal an ihren Sohn; „um

uns wohlhabend zu machen, ertrug er das rauhe Klima Russlands und die schwierigen Hofverhältnisse. Doppelte Pflicht ist es für uns, mit dem erworbenen Gut haushalten, da es Deinem Vater große Anstrengungen kostete.“

Der Sohn aber war anders geartet als sein Vater; leichtsinnig, vergnügungssüchtig, und gar bald war seine Gesundheit zerrüttet, so daß er als Husarenoffizier seinen Abschied nehmen mußte. Er lebte dann zurückgezogen auf seinem Landgute Bösleben in Gesellschaft seiner Mutter, die ihn unermüdlich pflegte und sich freute, in seinem Zustand eine wesentliche Besserung zu sehen.

Doch nicht lange sollte sie sich dessen freuen dürfen. Eines Tages hatte der Sohn den Wunsch geäußert, auf die Jagd gehen zu dürfen; die Mutter selbst hatte ihm zu diesem Zweck die Erlaubnis erteilt, einen Augenblick später, nur wenige Schritte vom Hause entfernt, entlud sich plötzlich das Jagdgewehr und vernichtete des Sohnes junges Leben.

Die Mutter hatte nun das Letzte verloren, das ihr lieb gewesen; sie legte tiefe Trauer an, die sie nie mehr ablegte.

„Ich litt, was ein menschliches Herz zu leiden vermag, und ohne Hilfe von oben hätte ich verzweifeln müssen“, schrieb sie an einen ihrer Freunde.

Ein Jahr später starb dann noch ihre Schwester Lotte Schiller. Jetzt stand sie ganz einsam da. Dennoch brach sie nicht ganz zusammen. Ihre tiefe Frömmigkeit ließ sie nicht verzagen. Sie verließ das Gut und lebte von da ab in einer einsamen Vorstadtwohnung in Jena, obgleich ihr die nunmehrige Großherzogin Maria Paulowna in herzlichster Weise eine Wohnung im großherzoglichen Schlosse angeboten hatte. Nach wie vor wurde sie von den bedeutendsten Menschen jener Zeit aufgesucht, die großen Gelehrten der Universität Jena pilgerten nach ihrer Vorstadtwohnung, um mit der vornehmen, geistvollen Frau eine Stunde plaudern zu können. Gegen alle diese Freundlichkeiten konnte sie sich nicht verschließen, und bald stand sie wieder mit einem ausserlesenen Kreise im Verkehr. Ihr ganzes Denken und Fühlen blieb jedoch der Vergangenheit zugewandt, für sie gab es im Leben nichts mehr, das sie wirklich tief zu interessieren vermochte, wovon auch ihre nach und nach erscheinenden Bücher deutliches Zeugnis ablegen. Sie lebte in ihren Werken selbst noch einmal alles durch, was sie einst glücklich gemacht hatte, und ertrug deshalb leichter die ernste Gegenwart.

Zu dieser Zeit entstand dann auch ihr berühmtes Buch „Schillers Leben“, die Quelle für so manchen, der über den großen Dichter geschrieben hat.

Es erschienen ferner zwei Bände Novellen, von denen die Verfasserin selbst sagte: „In meinen Erzählungen lebt eine freundliche Vergangenheit, die mir selbst ganz fremd geworden ist.“

Zehn Jahre später veröffentlichte sie noch einen Roman „Cordeletta“. Ihr letztes Buch „Alma“ aber ist unvollendet geblieben.

Noch im hohen Alter machte sie viele Reisen, besuchte wiederholt die Kinder ihrer Schwester, die sie zärtlich liebte. Plötzlich erkrankte sie und war vier Monate ans Bett gefesselt. Sie verschied am 11. Januar 1847 im Alter von 84 Jahren.

Der Entföhrn Goethes, Wolfgang von Goethe, der bis zuletzt in regem Verkehr mit der Gräfin gestanden hatte, berichtet von „der herzlichen Teilnahme Karolinens, die seine Seele hervorgehoben habe, wie das Sonnenlicht die Pflanze“. Wahrlich ein schönes Zeugnis und ein Beweis dafür, daß das Herz dieser edlen Frau, trotz allen ihr widerfahrenen Leides, doch nicht erstarrt war gegen fremdes Schicksal und der Reichtum ihrer Seele groß genug gewesen ist, um bis ans Ende auszuhalten. Auf ihrem Grabstein finden wir die von ihr selbst gewählte Inschrift:

„Sie irrte, litt, liebte, verschied im Glauben an Christum, die erbarmende Liebe.“

Ein Gratschmaus.

Ein sehr gut gekleideter Herr mit den Manieren des vornehmen Mannes trat in ein erstklassiges Pariser Speisehaus und bestellte ein ausgefuchtes feines Essen nebst einer Flasche des besten Weines. Als ihm beides serviert worden war, arbeitete er sich durch die verschiedenen Gänge hindurch mit der behaglichen Miene des echten Feinschmeckers.

Schon war er mit dem Nachschick halb fertig, als draußen ein geschlossener Wagen vorfuhr. Ein würdiger, älterer Herr mit einem Faltenbild und einem sehr ernsten, entschiedenen Gesichtsausdruck entstieg dem Wagen, trat in das Lokal und wendete sich an den Besitzer, der unweit der Türe die eintretenden Gäste begrüßte.

„Herr Wirt, ich muß um die Erlaubnis bitten, einen Rundgang durch Ihre Räumlichkeiten vornehmen zu dürfen. Wenn ich recht unterrichtet bin, so hält sich um diese Zeit ein Mann hier auf, ein Bankier, den ich wegen betrügerischen Bankrotts verhaften soll. Ich bin der Kriminalkommissar X.“

Natürlich gab ihm der Wirt die erbetene Erlaubnis und der Kommissar durchschritt die Säle, gefolgt von dem neugierigen Besitzer des Restaurants. Als der Fremde des andächtig schmausenden vornehmen Feinschmeckers ansichtig wurde, wendete er sich um und zog den Wirt mit sich aus dem Saale. „Ich war recht unterrichtet“, flüsterte er ihm zu. „Der Herr dort ist es, den ich suche. Aus Rücksicht auf den guten Ruf Ihres Geschäfts werde ich die Verhaftung nicht hier vor aller Augen vornehmen. Sagen Sie ihm nur, sein Freund, der Baron L., erwarte ihn draußen und habe notwendig ein paar Worte mit ihm zu sprechen.“

Der Speisewirt bedankte sich für die glütige Rücksichtnahme und ging, um seine Bestellung bei dem so wenig nach einem bankrotteten Bankier aussehenden Herrn anzubringen.

Der sagte erfreut: „Ah!“ stand auf, trank hastig seinen letzten Rest von Wein aus, griff nach seinem Hut und trat auf die Straße. Dort wurde er von dem Kriminalkommissar mit Beschlag belegt und in den Wagen genötigt, der eilend davonfuhr.

Am andern Tage begab sich der Inhaber des Restaurants auf die Polizeistation seines Bezirks und fragte an, wohin er sich wegen Bezahlung des extrafeinen Essens zu wenden habe, das der Gefangene vom vorhergehenden Tage bei ihm verzehrt hatte, und das nebst Wein sechzig Franken kostete. Niemand verstand ihn, denn es war kein betrügerischer Bankerotteur verhaftet worden, war auch keiner da, den man hätte verhaften können. Es war keine andere Erklärung möglich, als daß der sogenannte Bankier ein Betrüger war, der sich auf diese sinnreiche Weise zu einem Gratschmaus verholten hatte, und daß der falsche Kriminalkommissar mit dem Falkenblick eben nur sein Helfershelfer war. C. D.

Unsere Bilder

Die Ruinen des berühmten Klosters auf dem heiligen Berg (Monte Santo) bei Görz. Das Kloster, in dem die Brüder die Verwundeten aufnahmen und pflegten, wurde ohne militärischen Grund während der Beschießung von Görz von den Italienern in Trümmer gelegt, trotzdem weithin sichtbar die Fahne des Roten Kreuzes über dem Kloster wehte. Durch die Beschädigung kam eine Reihe Klosterbrüder und Verwundeter ums Leben. Mit der Zerstörung dieser Kirche ist der gesamten meist italienischen Landbevölkerung in weitem Umkreis eine Wallfahrtskirche von großem Ruf genommen.

Der erste weibliche Pfarrer in der Schweiz, cand. theol. Elisabeth Wüster, ist zum erstenmal in Zürich in pfarramtlicher Tätigkeit aufgetreten. Während bislang nur Nordamerika weibliche Pfarrer kannte, hat die Frauenbewegung inmitten des Weltkriegs, der in den kriegerischen Ländern ein ganz ungeahntes Einspringen der Frau in die männlichen Berufe veranlaßte, auch in einem neutralen Land einen wesentlichen Sieg errungen.

Allerlei

Ein Kenner. Gast: „Das ist gar kein Wein, Herr Wirt! Da waren nie W inbeeren dabei. Ich verstehe mich darauf, denn ich bin 1. L. Weinhandler! Geben Sie mir Naturiv in!“ Wirt: „Sie sind Weinhandler? Unmöglich, mein Herr, sonst würden Sie solche Dinge nicht verlangen!“

Die schönste Grabinschrift auf einen Fürsten ist wohl auf Germanicus (bei Tacitus, Annal. II, 72); Ihn betrauernten auswärtige Nationen und Könige. So lieblich war er gegen Bundesverwandte, sanft gegen die Feinde! Ob man ihn sah, ob man ihn hörte, gleich achtungswert, da er, Größe und Würde des höchsten Glückes behauptend, doch Stolz und Übermut hatte gemieden. R. St.

Zu gewagt. Als Leibesbräute von Napoleon I. zum Herzog von Danzig ernannt war, besaß er ein Landgut zu Cambant, im Departement Seine et Marne. In dem Schlosse befand sich ein sehr großer Schrank, welchen eines Tages die Gattin des Marichalls ihrer Freundin, der Baronin Legarde, Frau des Präfecten, öffnete. Was enthielt dieser Schrank? Verschiedene Kleidungsstücke, welche der Herzog und die Herzogin seit ihrer Heirat nach einander getragen hatten; nämlich geringe Volkstrachten und zuletzt den Herzogsmantel. „Mein Mann und ich“, sagte Frau Leibesbräute, „haben ein Vergnügen daran, dieses aufzubewahren, gleichzeitig“, fuhr sie lächelnd fort, „ist es nicht übel, wenn man diese Sachen zuweilen beschaut, man vergißt sich dann nicht.“ St.

Wie und wann man eine Duvertüre schreiben soll, darüber gibt ein Brief Rossinis Auskunft. „Warten Sie bis zum Abend der ersten Vorstellung“, gibt er einem jungen Musiker seinen Rat; „nichts begeistert so als die Not, die Anwesenheit eines Abschreibers, der auf die Arbeit wartet, und

der Anblick eines Direktors, der sich verzweifelt die Haare ausreißt.“ Italien waren zu meiner Zeit alle Direktoren schon mit dreißig Jahren köpfig. Ich schrieb die Duvertüre zum „Othello“ in einem kleinen Zimmer in dem mich der ungebärdigste Direktor mit einem Massaronigericht eingeschlossen hatte und mir drohte, ich werde den Ort nicht lebendig verlassen, ehe ich die letzte Note geschrieben hätte. Ich schrieb die Duvertüre zur „schönen Esther“ am Tage der ersten Vorstellung auf dem Boden des Teatro la Scala, wo der Direktor mich unter der Aufsicht von vier Musikschreibern gelassen hatte, welche den Kopisten meine Duvertüre stückweise zulebte. Lieferte ich keine Musik, sollte ich aus dem Fenster geworfen werden.“

Gemeinnütziges

Wurzelpeterfilien können wintersüber im Freien bleiben, die Blätter werden entfernt. Zum Bedarf für den Küchengebrauch wird aber eine entsprechende Anzahl Wurzeln ausgehoben und im Keller eingeschlagen.

Chrysanthemumblumen verdrängen die Blätter, wenn die Pflanzen zu spät nach dem Winter gedüngt werden. Sobald sich das Blatt in die Farbe zeigt, ist jede Düngung vollständig überflüssig.

Dem Geflügel verschiedene Futterarten zur selben Mahlzeit zu geben empfiehlt sich durchaus nicht. Die Hühner suchen sich das ihnen am meisten zusagende Futter heraus und lassen das andere vielleicht ganz liegen. Wenn man Weichfutter gibt, so bleibe Körnerfutter weg und umgekehrt.

Äpfel auf feinere Weise abzubaden. merkt man bei den für den Winter eingelagerten Äpfeln, daß sie unansehnlich werden oder zu faulen beginnen, und ist der Vorrat zu groß, um schnell verbraucht zu werden, so entschließt man sich möglichst bald, die Äpfel abzubaden, wofür folgendes Verfahren zu empfehlen ist. Die Äpfel werden geschält, alles festsitzende Fleisch gut ausgeschnitten, ebenso die Stiele und Stiel. Dann macht man rund herum gleichmäßige Einschnitte, legt die Äpfel in eine flache Schüssel und schiebt sie in einen mit heißen Bratofen. Sind sie darin abgedaden, nimmt man sie heraus, stellt sie auf ein Tablett und drückt sie mit der flachen Hand breit und streut sie auf beiden Seiten mit feinem Salz und läßt sie über Nacht im Bratofen nachtrocknen. Dann bestreut man sie nochmals mit Salz und stellt sie auf den warmen Küchenofen, wo sie sich ganz trocken anfühlen. Man hebt die Äpfel am besten in luftigen Säckchen auf. Sie geben ein gutes Apfelmus oder Apfelmarmelade und halten sich sehr lange. — Das das mehrmalige Bestreuen mit Zucker wird der Wohlgeschmack der Äpfel bewahrt. M. R.

Neue Möbel schenken bisweilen schon nach kurzem Gebrauche aus. Eine Einreibung der Möbel mit einem Gemische von gleichen Teilen Veinöl und Franzbranntwein beseitigt gewöhnlich ziemlich reich die Flecke.

Im Zimmer eines Fieberkranken soll eine Temperatur von höchstens 20 Grad Celsius herrschen. Die Bettdecke des Patienten muß leicht sein, die Wäsche ist öfters zu wechseln. Stühle und Betten des Kranken können durch kalte Umschläge gekühlt werden.

Scharade.

Schwarz ist das Erste, wie die Nacht, Wer's hat, ist drüber aufgebracht. Das Zweite lacht im Garten dein, Am Fenster auch, als Blümelein. Das Ganze blüht zur Verzeiung, In seinem schönen Barockkleid.

Julius Fald.

Silbenrätsel.

ba, bin, d, en, er, ka, lang, na, nie, ni, ra, reth, ro, rö, sam, son, ster, u, ve, za.

Aus obigen Silben sind 6 Worte zu bilden, die bedeuten: 1) Einen weiblichen Vornamen. 2) Eine bayerische Stadt. 3) Einen abenteuerlichen Seefahrer. 4) Ein Küstengebiet in Deutsch-Ostafrika. 5) Eine Betäubung. 6) Eine Stadt in Ostafrika. Sind die Worte richtig gefunden, so ergeben deren Anfangsbuchstaben eine Aussage in Feindesland. R. Zug.

Auflösung folgt in nächster Nummer.

Auflösung des Bilderrätsels in voriger Nummer:

Mancher meint, er kenne mich, der noch nie erkannt hat.

Alle Rechte vorbehalten. Verantwortliche Schriftleitung von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.



Blick in einen Kreuzgang des Klosters auf dem Monte Santo. (Mit Text.)

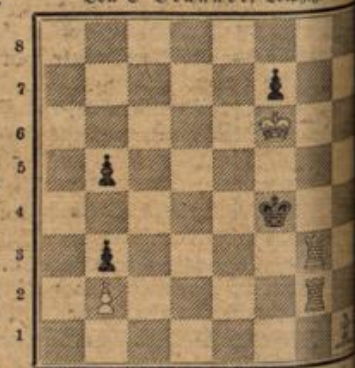
Phot. Leipziger Pressebureau.

Auflösung

W	A	C	H
A	C	H	A
C	H	I	N
H	A	N	A
S	T	A	U

Problem Nr. 165.

Von E. Brunner, Leipzig.



Matt in 3 Zügen.